

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 19 (1963)
Heft: 3

Artikel: Unser rundfunknachrichten (Schluss)
Autor: Ziegler, Armin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420713>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ken erreicht werden konnte. Und diese Zuverlässigkeit wäre nur zu erreichen, wenn — wie wir bereits angedeutet haben — eine schweizerische Fachgruppe mitreden könnte. Es liegen bereits so viele Voruntersuchungen vor, daß wir es als liederlich bezeichnen würden, wenn der Duden-Verlag den schwierigen Fragenkreis der schweizerischen Sprachsonderheiten nur durch einen Tübinger Doktoranden behandeln lassen wollte.

Zum Schluß bleibt festzuhalten, daß unsere Kritik nicht die Verfasserinnen der beiden Beiträge betrifft. Hätte man ihre Arbeiten als „Beobachtungen“ an der österreichischen oder an der elsässisch-lothringischen Zeitungssprache bezeichnet, so hätten wir sie freudig begrüßt. Denn wie wir gezeigt haben, geben uns die beiden Beiträge nicht nur manchen wertvollen Hinweis auf die Sprachverhältnisse in Österreich und in Elsaß-Lothringen, sondern sie erlauben auch, recht aufschlußreiche Parallelen zu den schweizerischen Verhältnissen zu ziehen. Aber da ihnen der Verlag einen zuviel versprechenden Titel gegeben hat („Die Besonderheiten...“), blieb uns eine Auseinandersetzung nicht erspart.

Zu erwähnen ist noch, daß uns auch das „Geleitwort des Herausgebers“ (Heft 5, S. 9) Rätsel aufgibt. So etwa die Feststellung von Prof. Hugo Moser: „Zum Teil wird die Volkssprache — so besonders in der Schweiz in der Form von Ausgleichsmundarten der Kantone — auch für gewisse Arten der öffentlichen Rede benützt.“ Was mit diesen „Ausgleichsmundarten der Kantone“ gemeint ist, bedarf einer eingehenden Erläuterung.

Unsere rundfunknachrichten

Von Armin Ziegler

(Schluß)

Selbstverständlich wäre es widersinnig, die Sprache als etwas unbeugsam starres, totes einzuschätzen. Sie lebt, und wie alles lebende ist sie stetem Wandel unterworfen. Mit ihr hat in den mehr als sechs Jahrzehnten seines Bestehens auch der Siebs sich gewandelt, und mit ihr wird er sich weiter wandeln. Doch das muß eine Entwicklung sein, die streng organisch aus dem Wort selbst und den Zeitgegebenheiten herauswächst. Wohin Willkür, unbefugte

eingriffe in das wohlgeordnete siebssche sprachgefüge, seien sie gewollt oder unabsichtlich, führen müssen, das läßt sich vielleicht am ehesten im national-eigenen sprachraum errahnen, wo sich, einem offenen auge sichtbar, das gespenst einer ungesunden, rückgratlosen zwittersprache am horizont abzeichnet und die existenz unseres bodenständigen idioms bedroht.

Leider ist uns nicht mit dem trauten mutterwort auch gleich das hochdeutsch in die wiege gelegt. So wird dieses immer ein uns neues, zweites ausdrucksmittel bleiben; und unserer mitteilung ein etwas fremdes, nur selten getragenes gesellschafts- oder festkleid sein, in dem sie sich nie so zuhause fühlen, sich nie so frei und ungehemmt entfalten kann, wie im bequemen alltagsgewand der umgangssprache. Der richtige gebrauch der hochlautung setzt stets eine innere umstellung voraus; und sogar eine funktionelle, muß sich doch zum beispiel die ganze artikulation von der vertrauten gutturalen basis des dialekts lösen und nach einer palatalen hin verschieben.

Das hochdeutsch ist unserm dialekt verwandt und ihm so nah, daß man wohl erwarten dürfte, es nicht wie eine fremdsprache von grund auf erarbeiten zu müssen: und doch liegt es uns auch wieder zu fern, um uns ohne weiteres glatt über die zunge zu fließen. Vielleicht stört und verwirrt gerade seine nähe. So spricht es denn (ausnahmen bestätigen die regel) unser landsmann, wenn und wo er es anwenden muß, recht auf gut glück, mit mehr oder weniger helvetischem einschlag, mehr oder weniger wie ihm der schweizerschnabel gewachsen ist. Meistens weil er es eben nicht anders weiß und kann. Oft aber auch bewußt und mit betonter absicht, im gutgemeinten glauben, seinem schweizertum ein recht „urchiges“ schriftdeutsch zu schulden. Es wird zu einem unerquicklichen gebilde, dieses „hochdeutsch“ in mundartlichem tonfall und rytmus und mit der willkür seiner lautgebung (wozu natürlich auch bei uns, nicht minder als anderswo und vielerorts, die in der rede unzulässige gebundenheit an den starren buchstaben und die abhängigkeit von der so oft irreführenden interpunktion tritt)!

Unsere farbenfrohe heimatsprache ist, vor allem in den städten, schon bedenklich angeschlagen. Wie viele ihrer anschaulichsten, lebenssprühenden wörter sind uns nicht schon auf immer verloren! Instinktiv mag der schweizer fühlen, daß mit ihrem hinschwinden die ganze eidgenössische eigenständigkeit an widerstandskraft einbüßen muß. Und er wird darum im sinne von heimatschutz und

geistiger landesverteidigung zum einsatz im existenzkampf unseres dialektes bereit sein. Nur leider allzu oft nicht auf dem rechten wege: daß bei weiterschreitender verschmelzung der beiden deutschen ausdrucksformen unser lokal umgrenztes schweizerdeutsch langsam aber unrettbar von der so viel mächtigeren, durch druck und schrift untermauerten hochform aufgesogen werden, in dieser untergehen muß, daß also gerade in der oft gepredigten annäherung das verhängnis liegt, ist ihm unvorstellbar; und so sieht er auch nicht, daß nur die pflege der einen sprache die andere zu retten vermag.

Die losung darf also einzig sein: *sauberes, reines hochdeutsch neben sauberer, reiner mundart.*

*

Das ist auch, was mit allem nachdruck die einsichtigen sprachforscher und sprachpfleger immer wieder fordern; und es ist höchst beunruhigend, daß alle diese stimmen nicht über einen engen kreis hinaus weitherum widerhall finden, während die schlechten beispiele überall und alltäglich tiefer untergraben.

Bereits 1838, lange also ehe an einen Siebs überhaupt gedacht wurde, hat in einer beachtenswerten schrift ein frauenfelder schulmann, rektor J. K. Mörikofer, sich für die flurbereinigung eingesetzt. Und aus der vielzahl späterer rufer in der wüste seien hier ein paar wenige namen herausgegriffen:

Mit dem Siebs als grundlage und auf dem „schweizer Siebs“ aufbauend hat der zürcher lehrer und gesangspädagoge Emil Frank, damals sekretär der in der sturm- und drangperiode der nazistischen drohung erstandenen vereinigung „bund schwyzertüütsch“ uns sein übungsbuch „deutsche aussprache“ (Francke verlag, Bern) beschert und in dessen einföhrung festgehalten: „wir lieben die mundart, sind aber ebenso freunde einer gepflegten schriftsprache.“ An dieser stelle sei auch unseres sprachvereins gedacht und der vorkämpfer aus seinen reihen, allen voran der temperamentvolle August Steiger, langjährig verdienter obmann des zürcher zweiges und dynamischer schriftleiter des „sprachspiegels“. Der bekannte berner sprachwissenschaftler Otto v. Greyerz, gewiß ein immer aufrechter schweizer und hüter des schweizerdialekts, hat sich zur überzeugung bekannt, daß nur „die planmäßige pflege einer reinen deutschen aussprache uns vor zwei übeln bewahren könnte: vor dem aufkommen einer halbmundartlichen, halbschriftdeutschen mischsprache und vor dem verlust unserer mundart“. Und zum schluß der kleinen auswahl darf Christian Winkler nicht ver-

gessen sein, ein sprachforscher und -kenner von rang, heute professor in Marburg. Kein schweizer, ist er doch durch sein früheres wirken in Basel und durch neigung mit unserm land und seiner sprache aufs engste verbunden. In der vorzüglichen, leichtfaßlich gehaltenen — leider auch in ihrer zweiten auflage längst wieder vergriffenen — „sprechtechnik für deutschschweizer“ (gleichfalls Francke, Bern) schreibt er unter anderm: „wenn der deutschschweizer seine mundart liebt, dann muß er das schriftdeutsch so rein sprechen lernen, als es irgend möglich ist. Das ist das einzige mittel, auch seine mundart rein zu erhalten, ... die vereinigung des schriftdeutschen mit mundartlicher lautung gebiert einen bastard, einen schrecken aller ehrlichen ohren, nenne man ihn nun großrats- oder bundesdeutsch ... die mundart aber ist der leidende teil“.

*

Das erste, was — für uns besonders fühlbar — mangelnder einsicht und vernachlässigter sprachpflege zum opfer fallen müßte, wäre also unser heimatidiom. Aber auch die widerstandsfähigere deutsche hochform müßte als kultursprache im sprachenchaos allmählich verkümmern. Ein eindrückliches schulbeispiel bietet sich uns bereits im östlichen bereich deutscher zunge, wo ein zoneneigener, recht eigenmächtiger „Duden“ und ein nicht minder regelloser, sogenannter „Siebs“ die sich breitmachende regellosigkeit „regeln“ sollten!

Heute, in einer zeit allgemeiner entwertung des wortes, heißt es, mit allen verfügbaren mitteln weiterem sprachverfall wehren. Und da haben unsere mannen vom täglichen, einflußreichen nachrichtendienst in vorderster front zu stehen.

Angesichts der sprecherzieherischen möglichkeiten, die sich einem nachrichtenvermittler bieten, und der vielschichtigkeit und schwere seiner verpflichtungen gegenüber dem sprachgut und der sprechkultur müssen sich immer wieder zweifel und die alten fragen melden:

wird wohl je ein laie fähig zu einer leistung sein, die jedem gerechten anspruch genügt und als vollwertiges, nachahmungswürdiges vorbild bestehen kann?

sollten nicht — wie aus vielen studios der nachbarländer — auch bei uns mit so verantwortungsvoller aufgabe grundsätzlich nur sprechtechnisch lückenlos durchgebildete und bestgerüstete kräfte betraut werden?

Wobei allerdings, im selben Atemzug, zu ergänzen bleibt:
dem Dilettanten müßte jedenfalls Rat, Hilfe und ständige Führung von berufener Seite werden;
und andererseits wäre vom Berufssprecher zu erwarten und unnach-sichtlich zu fordern, daß er sich willig und restlos der gegebenen *sprechsituation* einfüge; der Sprechsituation, die einer guten nach-richtenübertragung — und einer gut schweizerischen nachrichten-übertragung im besonderen — nun einmal eigen ist, ihm aber, an-fänglich wenigstens, etwas ungewohnt liegen mag.

Aus einem Brief an die Schweizerische Depeschenagentur

Sehr geehrter Herr Direktor,

am 20. März 1963 haben im Studio Zürich Vertreter des Radios und des Deutschschweizerischen Sprachvereins gemeinsam über die Aussprache des Deutschen am Mikrophon beraten. Gestatten Sie, daß wir zuhänden der Schweizerischen Depeschenagentur unsere Ansicht noch einmal festhalten.

Wir schicken voraus, daß wir so selbstverständlich wie Sie davon überzeugt sind, es habe im Nachrichtendienst vor allem eine zu-verlässige Sachlichkeit zu herrschen. Seitdem Beromünster die neuesten Nachrichten ausstrahlt, sind wir Schweizer stolz darauf, daß alle Welt feststellen kann, wie sehr man bei uns auf wahr-heitsgetreue Meldungen achtet und nach allen Seiten gerecht und unbestechlich sein will. Um so mehr bedauern wir es, daß dem Wahrheitswillen, der ein hohes Kulturgut ist, kein gleichwertiges Bemühen um ein gutes Deutsch entspricht. Dabei gilt sprachliches Können als eines der auszeichnenden Merkmale eines wirklich ge-bildeten Menschen. Unsere Hochschulen wissen, warum sie von den Gymnasien nichts so dringend wünschen als Abiturienten, die ihre Muttersprache tadelfrei beherrschen.

Schon die Grammatikfehler, die unsern Nachrichtendienst kenn-zeichnen, stimmen bedenklich. Sie müssen im Ausland einen pein-lichen Eindruck hervorrufen, während sie in der Schweiz dem